

Apokalypse 1.47

Felicitas Hoppe

Zürcher Rede II

Unsere Welt ist im Umbruch – politisch, gesellschaftlich, sozial. Viele Menschen fühlen sich verloren und orientierungslos. Das Literaturhaus versteht sich als Ort des Austauschs und des zugewandten Gesprächs, an dem über unsere Welt nachgedacht wird. Deshalb sollen hier regelmässig Autor\*innen zu Wort kommen, die uns ihre Gedanken, Analysen und Perspektiven auf unsere Zeit und Gesellschaft vermitteln und damit ein Zeichen setzen für Verständigung und ernsthafte, differenzierte Reflexion.

Aus diesem Grund hat das Literaturhaus Zürich im Herbst 2024 eine neue, lose Reihe unter dem Titel «Zürcher Reden» ins Leben gerufen. Eingeladen werden Autor\*innen, die uns in einer ca. 30-minütigen Rede ihre persönlichen Gedanken zu einem Thema mitgeben, das ihnen am Herzen liegt und auf der Seele brennt.

Für die zweite Ausgabe der «Zürcher Reden» konnten wir die Bühnen-Preisträgerin Felicitas Hoppe gewinnen. Sie hat ihre Rede am 11. September 2025 im Literaturhaus Zürich gehalten.

Nicola Steiner  
Leiterin Literaturhaus Zürich  
Oktober 2025

## Zürcher Rede II – Felicitas Hoppe

Felicitas Hoppe, 1960 in Hameln geboren, veröffentlichte 1996 ihr Debüt «Picknick der Friseur», für das sie den «aspekte»-Literaturpreis des ZDF erhielt. 1999 folgte, nach einer viermonatigen Weltreise auf einem Containerfrachtschiff, der Roman «Pigafetta». Im Mai 2012 gab die Jury des Bühner-Preises bekannt, dass Hoppe mit dem bedeutendsten deutschen Literaturpreis ausgezeichnet werden soll. In der Begründung der Jury heisst es: «In einer Zeit, in der das Reden in eigener Sache die Literatur immer mehr dominiert, umkreist Felicitas Hoppes sensible und bei allem Sinn für Komik melancholische Erzählkunst das Geheimnis der Identität.»

Zürcher Rede II  
ISSN 3042-6537

Redaktion Nicola Steiner  
Gestaltung Atlas Studio  
Auflage 1800 Exemplare  
Druck DAZ, Druckerei Albisrieden AG  
Copyright © Felicitas Hoppe, Literaturhaus Zürich

Druck finanziert von der Zürcher Kantonalbank

Damen und Herren: Achtzig Jahre nach Winston Churchills *Zürcher Rede*, in der er wortgewaltig die Einheit Europas beschwor, und danach unter Blumen begraben zu werden, und ein Jahr nach Peter Nádas, der im Gegenzug das grosse gemeinsame Schweigen ausrief, halte ich heute mit einer Schweizer Sage gegen. Sie ist kurz und geht so: «Vor langer Zeit gab es auf dem Matterhorn und zweien seiner Nachbarn, dem Weisshorn und der Dent Blanche, drei Einsiedler. Die verrichteten beim ersten Sonnenstrahl ihre Gebete und warfen sich dann, von Gipfel zu Gipfel, das einzige Beil zu, das sie hatten, um das Holz für die Zubereitung des Frühstücks zu spalten. Das war sicher, bevor die Engländer kamen.»

Und lange bevor ich im Schweizer Wallis eine Einsiedelei auf dem Leuker Ringacker bezog, die ich inzwischen seit zwanzig Jahren bewohne. Dort kommt mir, unter ständig wechselnden Wintern, immer wieder dieses Beil in den Kopf. Dann liege ich nächtelang wach, lausche dem Föhnsturm und sehe den Engländern dabei zu, wie sie nach oben zum Matterhorn steigen, bis sie, halb tot und erfroren, endlich den Gipfel erreichen. Die Sonne geht auf, und im ersten Sonnenlicht steht ein Mann, der, trotz des Wetters in leichtem Schuhwerk (falls er überhaupt Schuhe trägt), seelenruhig Holz hackt, ein Feuer entzündet und sich danach sein Frühstück bereitet. Unter den Gipfelstürmern breitet sich Enttäuschung aus, eine leise nagende Eifersucht, verprellte Hoffnung auf grossen Sieg. Ist es möglich, dass sie doch nicht die Ersten sind und auch niemals die Ersten sein werden, weil, wohin sie auch kommen, der Einsiedler immer schon vor ihnen da ist?

Mit ihrer Angst sind die Engländer nicht allein. Erster sein bleibt das Gebot der Stunde. Denn während Gletscher schmelzen und Tunnel einstürzen, Meere versanden und Wüsten verwehen, Wälder verbrennen und Sterne verlöschen und die Zölle höher als die Hochwasser steigen, wird die Zeit für uns alle scheinbar zunehmend knapp. Trotzdem (deshalb) steigen wir mit heraushängender Zunge weiter nach oben, um kurzfristig wieder an Frischluft zu kommen; weil wir immer noch glauben, den letzten Zipfel eines Paradieses erhaschen zu können, das es de facto niemals gegeben hat. Und für den Fall, dass doch – wo, wenn nicht hier?

Die Konsequenzen muss ich Ihnen im kantonalen Königreich des 'Übertourismus' nicht näher erläutern. Zwar lebt man hier in einem Land ohne Meer, befindet sich aber trotzdem im Auge des Sturms, das für die Ruhe in einem turbulenten Umfeld steht, die

man zu Recht als trügerisch bezeichnet. Allein die Tatsache, dass im legendären Viertausenderland vor Kurzem ein ganzer Ort (namens Blatten) inklusive Kirche, Schulhaus, Hotel und Friedhof – mir nichts, dir nichts – unter Geröll-, Eis- und Schuttmassen verschwand und dass man auch andernorts fürchten muss, dass sich Ereignisse dieser Art wiederholen, hat uns zwar kurzfristig aufgeschreckt; allerdings nicht geweckt, sondern im Gegenteil zu apokalyptischen Reden verführt.

Apokalyptische Reden sind allerdings nicht meine Sache, Angstlust ist bekanntlich kein Hoppethema. Allzu oft schwingen sich die Medien von heute zu Propheten von gestern auf, obwohl keines davon berufen ist, in einem höheren Auftrag zu sprechen. Die Apokalypse hat ihre Anbindung an höhere Mächte längst verloren und sich in jede Menge postbiblisch dystopischer Geschichten verwandelt, für die kein Gott mehr aufkommen muss. Ein Scheinvorteil, den Jürgen Kaube kürzlich in einem Essay wie folgt auf den Punkt gebracht hat: «Wir können das, was uns als globales Unheil erscheint, nicht auf Distanz bringen, denn es stösst uns nicht von aussen zu. Anders als in vielen Science-Fiction-Fantasien ziehen nicht Angriffe aus dem All die grösste Angst auf sich. Anders als in der Offenbarung des Johannes (...) sind es keine mythologischen Wesen, keine mit Posaunen versehenen Engel, die den Untergang bewirken, wir selbst sind es.»

Hallo Leute, wir wissen doch längst, dass wir es selbst sind, dass uns weder die Einsiedler noch die Engländer retten und dass man den Schwarzen Peter nicht ungestraft weiterreicht. Auch der Trick mit dem Frühstücksbeil ist inzwischen von gestern, denn vermutlich haben die Engländer es einfach mitgenommen und in ihrem Museum für Raubkunst untergebracht. Jedenfalls hat man nach der Erstbesteigung des Matterhorns dort oben nie wieder ein Frühstücksfeuer gesehen.

Damit hat die Geschichte ihre begabtesten Moderatoren verloren. Und vergessen, dass Apokalypse im Wortsinn nicht Untergang, sondern «Offenbarung» oder «Enthüllung» bedeutet. In der Theologie und den Kulturwissenschaften spricht man deshalb von der «kupierten», also von einer «beschnittenen Apokalypse», die sich, aus guten Gründen, den Untergang alternativlos, also ohne jede Aussicht auf ein Jenseits oder eine Erlösung denkt. Stellen wir uns, um im Bild zu bleiben, einen Hund vor, der mit seinem ästhetisch gestutzten Schwanz, also ohne Kompass, zwischen evangelikaler Jenseitsverheissung und Armageddon mit heraushängender Zunge nach einem gangbaren dritten Weg sucht.

Bloss wohin? Hier müssten, denkt man, mal wieder die Schriftsteller ran – als hätten sie sich jemals gedrückt. Denn geschrieben wird dazu seit Jahrhunderten reichlich, bereits der Schweizer Sagenschatz ist randvoll davon, und auch die sogenannte «hohe» Literatur hat niemals beiseite gestanden, wenn es darum ging, dramatische Stimmung zu machen und wiederholt den Weltuntergang aufzurufen – von der Götterdämmerung bis zu den letzten Tagen der Menschheit. Und wer wollte das tadeln, schliesslich ist die Kunst dazu da, unseren Ängsten eine entsprechende Form zu geben, die uns wenigstens kurzfristig entlasten kann oder, falls uns das lieber ist, das Gruseln zu lehren; auch die Fahrt in einer Geisterbahn ist eine Entlastung, wenn man sie als selbstreinigende Unterhaltung begreift.

Der Marktwert der Apokalypse steht nach wie vor hoch im Kurs. Sie ernährt Verleger und Feuilletons, füllt Theater, Opernhäuser und Kinos und flutet das weltweite Netz rund um die Uhr, flankiert von Verschwörungstheorien, lanciert von selbstberufenen Influencern und Besserwissern, die nur in seltenen Fällen Experten sind. Leider hat das auch flächendeckend dazu geführt, dass die kreativen Gärten des wirklichen Lebens, in denen wir schlicht zu überleben versuchen und nach wie vor unserem Alltag nachgehen, weitgehend unbewirtschaftet bleiben.

Denn was für jede Revolution gilt, gilt auch für die Apokalypse: Wir denken sie uns immer ein paar Nummern zu gross, immer als Katastrophe, mit Pomp und Posaune, dagegen höchst selten als einen geöffneten Vorhang. Ihr rhetorischer Siegeszug besteht in der Regel darin, dass sie nicht nur vor unserem Alltag nicht halt macht, sondern – weit schlimmer – den Alltag verachtet. Sie interessiert sich nicht für friedliche Nebenschauplätze, sie ist auf das Grosse und Ganze aus, sie will alles auf einmal. Pech für den, der dabei unter die Räder kommt und nicht rechtzeitig die Rettungspassage bucht.

Doch wer sagt uns, dass am Ende nicht alles ganz anders kommt? Dass wir – genau wie die Kunst, die wir angeblich alle so lieben – nicht mit Pomp und Posaune, sondern, allen wachsamem Schriftstellerblogs und Kommentaren zum Trotz, unbemerkt, still und leise verschwinden? Ein Gedanke, der uns nachhaltig beruhigen könnte, denn selbst unsere Achtsamkeit hindert uns nicht daran, uns nach wie vor für die Krone der Schöpfung zu halten, die für den Fall, dass sie sich wirklich verabschieden muss, immer noch trotzig nach der grossen Bühne verlangt.

Denn egal, wie aufgeklärt wir uns geben, als Erzähler sind wir Traditionalisten und Biedermeier, nach wie vor in das dunkle

Drama verliebt, das man sich am liebsten am Wohnzimmertisch erzählt, auch wenn es kein richtend rettender Gott mehr ist, sondern unsere kleine fleissige Schwester KI, die uns auf den letzten Drücker den Bau einer Arche empfiehlt. Nur sind es leider nicht die vermeintlich Gerechten, sondern, ganz wie im Märchen, natürlich die Bösen, die Reichen, die sogenannten Tech-Feudalisten, von denen Douglas Rushkoff, nicht ohne Ressentiment, in seinem Buch mit dem Titel «Survival of the richest» erzählt: Statt auf ein Leben im Paradies zu warten, bereiten sie sich auf verkapselten Inseln und in fernen Bunkern auf den Weltuntergang vor, um ihn, auf welchen Planeten auch immer, am Ende als einzige zu überleben. So schön wie in der Schweiz dürfte es dort allerdings nicht sein.

Apropos: Es ist – lang ist's her – im Auge des Sturms der 60er Jahre ein Schweizer gewesen, der die Arche auf eine Weise besungen hat, die mir endlich erlaubt über das zu sprechen, wovon ich zwischen Katastrophentourismus und Selbstanklage heute Abend eigentlich sprechen möchte: Von den Rettungsinseln der Kunst und der Literatur, die weder Bunker noch ferne Planeten sind, sondern nichts als Bojen auf den Wassern des Lebens, die hin und wieder kleine Lichter und Signale aussenden. Schenken wir also für eine Minute und 47 Sekunden an dieser Stelle Mani Matter das Ohr, den ich dem hiesigen Publikum nicht näher vorstellen muss:

*Dr Noah*

Lang ischs här da het mal eine öppis afa boue  
Öppis wie ne grosse Chaschte de Lüt wo si cho gschoue  
Hei ne gfragt was söu das gäh, es Schiff het dise gseit  
Aber sisch keis Meer gsi und kei See dert wiit und breit

Und me begriff das d'Lüüt hei gseit däm Maa däm spinnts  
Und si hei d'Chöpf ersch rächt gschüttlet wo das Schiff do später  
Het e längi übercho gar vo drüühundert Meter  
Füzig Meter Breiti drissig Höchi und du noh  
Sitlech i dr Wand e rise Tüüre dri isch cho  
Und me begriff das d'Lüüt hei gseit däm Maa däm spinnts

Und si hei ne gseh its Schiff näh Löie und Giraffe  
Nachtigalle, Zebra, Elefante, Söi und Affe  
Schlange, Chüe, Rhinozeros, Gazälle, Dromedar  
Känguru und Kolibri vo allem gäng es Paar  
Und me begriff das d'Lüüt hei gseit däm Maa däm spinnts  
Und wo d'Tier si drin gsi isch är sälber de mit sine  
Söhn und sire Frou und sine Schwigertöchter ine  
D'Lüt hei sich versammet und g'holleiet usse dra  
Wo n'är hinter sich die grossi Tüüre zu het daa  
Und me begriff das d'Lüüt hei gseit däm Maa däm spinnts  
Aber druuf hets afa rägne wie no nie uf Ärde  
Langsam het me d'Fluet gseh schtige und gäng höher wärde  
Mau noh het dr Maa im Schiff ghört rüefe löht üs drii  
Aber gli druf isch zäntume Totestilli gsi

Matters Noah ist der berufene Spinner in einem Land ohne Meer. Und besitzt offenbar jenes Alleinstellungsmerkmal, über das vor allem Dichter, Nerds und Propheten verfügen: über die Gabe der Ahnung und die Kraft des Gesangs; weshalb er rechtzeitig ein Schiff auf dem Trockenen baut. Dabei ist ihm nicht nur ungläubiges Staunen, sondern allem voran der Spott des Stammtischs gewiss. Erst als es – wie noch nie auf Erden! – zu regnen beginnt, wird den Zuschauern der Katastrophe klar, dass auch sie nicht mehr zu den Geretteten zählen. Die grosse Tür schliesst sich, das Schiff ist voll. Das letzte, was der Bauherr von drinnen vernimmt, ist der verzweifelte Ruf derer, die die Zeichen der Zeit nicht zu lesen verstanden: «Lasst uns rein!»

Danach wird es – buchstäblich – totenstill. Die Letzten sind mal wieder die Letzten geblieben. Stellt sich die Frage: Wer hat hier eigentlich die Auswahl getroffen? Wer hat die Gästeliste der Passagiere verfasst? Wer hat entschieden, wer in den Kasten reingehen darf und wer draussen bleibt? Dass die Schwiegertöchter mit müssen, versteht sich von selbst, in der Not ist Blut nach wie vor dicker als Wasser. Aber warum darf der flatterhafte Kolibri mit, während der dienstbare Esel im Regen steht? Das ist selbstverständlich weder den Gesetzen der Evolution noch einem Algorithmus geschuldet, sondern den analogen Reimgesetzen der Schweizer Lyrik. Davon abgesehen, dass das Lied – natürlich mit Absicht – entschieden zu kurz ist, um eine schlüssige Antwort zu geben. Es ist die «grosse Stille danach», die es abrupt zum Stillstand bringt und uns auf unheimliche Weise im Regen stehen lässt. Das Schiff schwimmt davon, die Stimme des Sängers verstummt.

Ein Prinzip, das bei Matter Methode hat, denn das Geheimnis seiner Kunst besteht nicht in bündigen Antworten auf heikle Fragen, sondern in einer poetischen Einladung zur Betrachtung der Lage, wenn er uns immer wieder von vorn darauf hinweist, dass jeder, der ernsthaft Kunst schafft oder Wissenschaft treibt, wie David gegen Goliath, in einen kühnen Dialog mit dem Risiko tritt – wie ein anderes seiner Lieder beweist, in dem ein Eskimo von einem Eisbären gefressen wird, weil er in seinem Iglu dem höchst privaten Wunsch frönt, auf einem importierten Cembalo klassische Musik machen zu wollen.

Kulturelle Aneignung oder Galgenhumor? Typisch schweizerisch könnte man sagen: Die Erkenntnis, dass man seine Ambitionen nicht zu hoch hängen sollte. Aber welche Kunst und welcher Weltuntergang liesse sich basisdemokratisch verhandeln? Nichts gegen den freundlichen Kompromiss. Doch die grosse Stille bleibt

eine erdrückende Botschaft, die Verkündigung eines leeren Raums, in dem auch jene Taube verschwindet, die der biblische Noah am Ende ausgeschiedt hat, damit sie kurz darauf mit einem Ölzweig im Schnabel mit der beruhigenden Nachricht zurückkehren kann, dass es irgendwo jenseits des grossen Wassers doch noch Festland und Nahrung gibt.

Matters Noah erinnert an eine Kunst, die sich für einfache Antworten nicht buchen lässt. Warum stimmt mich das Lied trotzdem zuversichtlich? Weil man es nach sechzig Jahren immer noch hört, weil es mich hellhörig macht und darüber nachdenken lässt, warum wir es vorziehen, uns von Panik überwältigen zu lassen, anstatt nach neuen Wegen zu suchen. Die Kunst ist wie immer nur einer davon, doch sollte man ihre Kraft nicht unterschätzen, denn sie wiegt umso schwerer, je unterschätzter sie ist.

Klingt auf den ersten Blick paradox, doch auf den zweiten Blick erschliesst sich sofort, warum die Stimmen zweiter Ordnung besonders tragfähig sind. Weil ihre Wirklichkeit nicht in der Zeitung steht, weil sie lebendig sind, kein Status Quo, keine Summe von Fakten, kein Wartesaal, sondern ein Erlebnisraum, in dem tatsächlich Platz ist für alles, was in und um uns herum nicht nur sichtbar, sondern auch unsichtbar wirksam ist; sie schliessen nichts aus, sondern alles ein, auch unsere privaten Wünsche und Träume, die bekanntlich nicht an der Börse notiert sind. Trotzdem bleibt es die Kunst, in all ihren Formen, die sich, so sie denn will, nach wie vor zutraut, jenseits von faulem Trost, Pamphlet und Parole, Auskunft über die wirkliche Welt zu geben; weil sie, im besten Fall ohne Willkür und Parteinahme, in historischen Zeitverschiebungen denkt und den schlichten Gedanken aushält, dass diese Welt auch ganz anders sein könnte.

Höchste Zeit, sich von der Rhetorik der Apokalypse zu trennen – von unserem ziemlich pathetischen Selbstmitleid nicht weniger als von Churchills «Blut, Schweiss und Tränen». Denn es ist ja nur scheinbar ein Widerspruch, dass unsere Sprache einerseits immer gefühliger und andererseits immer feindseliger wird. Sie verbraucht sich abwechselnd zwischen Kränkung und Tröstung, Appell und Beschimpfung. Hast du heute schon dein Narrativ gefüttert? Jenes so süsse wie hässliche Tier, das in unserem häuslichen Hamsterrad sitzt? Und dessen Fütterung uns jeden Tag davon abhält, uns mit dem zu beschäftigen, was uns tatsächlich am Herzen liegt?

Tatsächlich ist zunehmend von Lähmung und Erschöpfung die Rede, von Schreibkrisen und vom grossen Verstummen. Vom

Wunsch nach einer Auszeit, der kleinen Schwester der Endzeit, die so gern im Kostüm des Urlaubs auftritt. Wer verstehen will, wie es vorangehen könnte, müsste sich auf die Suche nach neuen Formen und Zeichen machen, nach Nothelfern einer ganz anderen Art; und bereit sein, dabei Bedeutungsverluste in Kauf zu nehmen und womöglich kurzfristig im Off zu verschwinden. Denn wie verhält man sich schreibend zu einer Welt, von der man am Morgen nicht weiss, wie sie am Abend aussieht?

Aber vielleicht ist auch das nur Rhetorik und Pathos? Wir wissen ja längst, dass nicht nur die Berichterstattung des Tages, sondern auch der sogenannte Kulturbetrieb andauernd damit beschäftigt ist, uns als Rezipienten und Lieferanten auf Linie zu bringen. Trostbücher und Lebensanleitungen sollen wir schreiben, moralische Aphorismen verfassen, unsere Visionen in Manifeste und unsere fliegenden Einsiedlerbeile in wehrhafte Waffen umschmieden. Und dabei, natürlich, möglichst authentisch sein. Als könnte unsere kleine Schwester KI das alles nicht schon seit Jahren viel besser.

Lasst also sie unsere Ratgeber und Trostbücher schreiben, während wir uns, so bescheiden wie enthusiastisch, den Restbeständen der Poesie zuwenden. Denn inzwischen leidet sie unter Erklärungsnot, ihr Selbstbewusstsein ist im Schwinden begriffen, zunehmend gerät sie unter Druck und in Not, weshalb sie, unter fröhlicher Selbstzensur, vermehrt um Teilhabe buhlt und dazu neigt, ihre Aufgaben therapeutisch zu delegieren, indem sie die ganze Welt an sich mitschreiben und mitmalen lässt. Selbst ihre einfachsten Mittel werden in Frage gestellt. Wer von Frühstücksholz spaltenden Einsiedlern spricht, muss sich inzwischen die Frage gefallen lassen, ob es jenseits der Baumgrenze überhaupt jemals Feuerholz gab. Um sich am Ende darüber zu wundern, warum demselben kritischen Leser nicht auffällt, was für eine märchenhaft sportliche Leistung es ist, zwischen drei Viertausendern ein Beil hin- und herzuwerfen.

«Es ist nichts Falsches daran, Literatur in der Hoffnung zu betrachten, geheilt zu werden», schreibt der niederländische Autor Arnon Grünberg. «Aber wenn Heilung und Trost zur Hauptaufgabe der Literatur werden und der Autor auf die Rolle eines weiteren Homöopathen reduziert wird, verlieren wir vielleicht mehr, als wir gewinnen.» Um hier Missverständnisse zu vermeiden: Ich bin kein Einsiedler und beanspruche kein Gipfelfeuer. Weder träume ich vom ewigen Frieden noch von den grünen Wiesen der Poesie. Weiter denn je bin ich davon entfernt, die Kunst vom Alltag zu

trennen. Ganz im Gegenteil will ich die Gelegenheit nutzen, hier an das zu erinnern, was zunehmend in Vergessenheit gerät: Es gibt keinen Unterschied zwischen der hässlichen Welt und der schönen Kunst, die sie so lebendig, vielstimmig und mehrdeutig macht, wie sie tatsächlich ist. Einzig der, dem die Kunstfreiheit lästig ist, hat ein Interesse daran, diesen Unterschied zu behaupten.

Wäre die Literatur jemals dem Diktat von oben gefolgt, eine vermeintlich gerechte Welt zu schaffen, gäbe es sie schon lange nicht mehr. Und genau das macht sie zu einem ernsthaften Ärgernis. Aus einem sehr einfachen Grund, der dem alt bekannten *divide et impera* folgt, dem uralten Trick vom Teilen und Herrschen, das die Kunst von der Gesellschaft abtrennen will, um sie, wenn schon nicht zu einem Staatsereignis, zu einer Nebensache und einem Hobby zu machen, wofür die Engländer besonders empfänglich sind. Wer allerdings wüsste besser als sie, dass ein ernsthaftes Hobby keine Nebensache und keine Abendveranstaltung ist. Jedes Fussballspiel befindet sich mitten im Zentrum einer Gesellschaft, die mehr denn je der Freiheit des Spiels bedarf, weil die Realität sie brutal in den Schwitzkasten nimmt.

In seiner Nobelpreisvorlesung, gehalten im Mai 1973 – lang her auch das – hat Heinrich Böll dazu Folgendes ausgeführt: «Es erscheint mir als beinahe selbstmörderisch, wenn wir immer noch und immer wieder die Teilung engagierte Literatur und die andere überhaupt diskutieren. Nicht nur, dass man, gerade wenn man das eine zu sein glaubt, für das andere eintreten muss bis zum äussersten, nein, wir übernehmen gerade mit dieser gefälschten Alternative ein bürgerliches Teilungsprinzip, das uns entfremdet. Es ist nicht nur die Teilung unserer möglichen Stärke, auch die unserer möglichen (...) verkörperten Schönheit, denn sie kann ebenso befreien wie der mitgeteilte Gedanke (...).»

Auch das tönt, zeitverschoben gelesen, ein bisschen pathetisch. Doch knapp fünfzig Jahre später nimmt sich, auf andere Weise, der französische Philosoph Michel Serres desselben Themas an, wenn er in seinem letzten Buch mit dem Titel «Das Verbindende» schreibt: «Der fragliche Dualismus entspringt eben jenem analytischen Ideal, von dem wir uns seit der griechischen Morgenröte haben leiten lassen.» Höchste Zeit, meint Serres, endlich die Richtung zu ändern und ihn durch eine andere Kunst zu ersetzen: «Weil gegenüber diesen zerstreuten, zerschnittenen, zerstückelten Elementen alle zeitgenössischen Probleme (...) nur von mehreren Vertretern divergenter Meinungen, Fähigkeiten, Experimenten gelöst werden können – unter dem sanften Einfluss eines

Vereinfachers, der diese neue Kunst des Denkens verkörpert. Die Kunst des Webens, Knüpfens und Verknüpfens, des Verhandels auch, tritt an die Stelle des *Discours de la méthode*. Den Heroldstab des Hermes zieren zwei ineinander verflochtene Schlangen. Zerschneiden ist (...) destruktiv, Verbinden ist konstruktiv.»

Klar, man traut sich kaum, es zu sagen. Aber vielleicht ist die Kunst nichts als der Versuch, eine produktive Schnittmenge zwischen den Schlangen des Hermes zu bilden (der übrigens der Patron der Reisenden, Händler und Diebe ist), weil sie das einzige Mittel ist, das sich erlaubt, das eine wie das andere nicht nur zu denken, sondern tatsächlich zu tun: Sie collagiert, was sie sieht, und schafft dabei neue Welten, indem sie wie jede Sage und jede Legende – ganz egal ob analog oder digital – ihre Form gegen die Realität behauptet.

Dass allerdings auch Schriftsteller nie so genau wussten, wo es eigentlich langgeht, wusste der estnische Schriftsteller Peeter Sauter bereits um die Jahrtausendwende: «Vor Jahren sagte meine Mutter zu mir: ‚Peeter, aus dir wird nie ein Schriftsteller. Du siehst nicht, was um dich herum passiert, du nimmst das Leben gar nicht wahr. Und du bist träge, nichts, was du anfängst, machst du zuende.‘ In gewisser Weise hatte meine Mutter recht. Ich sehe wirklich nicht viel um mich herum, und träge bin ich auch. Aber meine Mutter wusste nicht, was Schriftsteller für Menschen sind. Der Schriftsteller nämlich ist ein blindes Huhn, das in seinen Vorstellungen gefangen ist, die Umgebung nicht wahrnimmt und alle wichtigen Unterfangen gern auf der Hälfte abbricht, um einfach ganz egoistisch seinen eigenen Träumereien und Phantasien nachzuhängen.»

Der Autor schwankt zwischen Selbstüberhebung, Genügsamkeit und Bankrotterklärung, weil er, wie alle Künstler, sehr genau weiss, dass seine Produktivkraft an einem seidenen Faden hängt. Und weil er besser als andere weiss, dass Humor nicht ist, wenn man trotzdem lacht, sondern dass Humor ein Verhältnis zur Welt beschreibt, das, grundsätzlich aus der Not geboren, immer auf dem Bewusstsein der eigenen Schwäche beruht. Wer lacht, weiss den Schwarzen Peter auf seiner Seite.

Und apropos Phantasie: Thomas Mann hat irgendwann mal sehr treffend behauptet: «Phantasie haben heisst nicht, sich etwas auszudenken; es heisst, sich aus den Dingen etwas zu machen», eine «provinzielle Gabe», die uns daran hindere, «ein Weltmann» zu sein. Was eindeutig für die Kunst und gegen den Weltmann spricht, für ihre Nähe zum Alltag und ihren Wunsch nach Trans-

zendenz und Transformation. Phantasie ist kein Fluchtmittel, kein Eskapismus, sondern der Wunsch nach einem produktiven Verhältnis zu einer Welt, in der wir, egal wie gross oder wie klein wir uns machen, andauernd von der Angst verfolgt sind, unvermutet vom Seil zu stürzen und von diesem so herrlichen wie hässlichen Planeten Abschied zu nehmen. Dabei ist den Wenigsten von uns ein würdiger Abschied gewiss. Die meisten von uns liegen unter Blut, Schweiss und Tränen nicht auf dem Friedhof ihrer eigenen Wahl.

Nur wer ist eigentlich zuständig für das Drehbuch der Welt? Die Filmemacherin Chantal Akerman berichtet aus Hollywood Folgendes: «Da schreibt einer ein Drehbuch. Das Drehbuch ist nicht schlecht. Aber es wird, ich weiss nicht wieviel Mal, umgeschrieben, bis alle Substanz daraus verschwunden ist. Und all das geschieht aus Angst. Die Leute, die ihr Geld investieren, haben Angst. Deshalb kann ein Drehbuch in seiner ersten Fassung gar nicht gut sein. Die Leute haben zuviel Angst. Letztlich hat jeder Angst, seine Arbeit, seine Stelle zu verlieren, und keiner weiss so genau, was schliesslich Geld bringt. Denn es geht ja nicht darum, einen guten Film zu machen, es geht nur ums Geldverdienen.»

Der Gesamtkünstler Helge Schneider, der vor ein paar Tagen siebzig geworden ist und auf andere Weise sein Geld verdient, hat die Gunst der Stunde des Jubiläums genutzt, um diesbezüglich ein paar Dinge auf den Punkt zu bringen. Auf die Frage nach einem Lebensratschlag lautet die schlichte Antwort: «Nicht auf alles reinfallen.» Und auf die Frage, wovor man Angst haben sollte: «Vor nix.» Nicht anders als Mani Matter verwarht er sich gegen die Antwort auf grosse Fragen, die bekanntlich immer die dümmsten sind: «Man relativiert die ganz schnell und versucht dann, die Frage praktisch wieder zu eliminieren.» Wie zum Beispiel die nach der Freiheit. Helges Antwort, während er aufsteht und geht: «Das war mir zu doof.»

Damen und Herren, Sie merken es längst: Auch ich beginne zu teilen und zu herrschen, denn jenseits der Baumgrenze herrscht ein anderer Ton – die einen wandern nach oben, die anderen nach unten. Die einen gebunden, die anderen frei. Diesem Unterschied muss man beherzt ins Auge blicken. Den Wenigsten erschliesst sich die Poesie als Mittel zum Eintritt in eine andere Welt. Vom Humor ganz zu schweigen. Doch als Anhängerin der alten Schule, die gegen das Chaos der Welt nach wie vor die geformte Erzählung aufruft, ende ich, wie ich begonnen habe, mit einer Geschichte aus den Schweizer Alpen. Oder, um in der Alltagssprache der Nachricht zu bleiben, mit einem Deal.

Mit einem Deal, der von zwei Brüdern erzählt, von denen der ältere den jüngeren überredet, aus einer Alphütte einen vergessenen Melkschemel zu holen, den er, natürlich mit Absicht, dort oben zurückgelassen hat, wohl wissend, dass ein Dämon, ein Gespenst darauf sitzt. Er will, wir ahnen es, den kleinen Bruder loswerden und ködert ihn mit dem Versprechen, ihm für den Fall, er kehre mit dem Schemel zurück, die *rote Kuh* zum Geschenk zu machen, die der jüngere Bruder besonders liebt. Aber, so leitet er seinen Bruder an, bevor dieser sich nichts ahnend auf den Weg macht: «Du darfst während der ganzen Zeit weder singen, noch beten, noch lesen, noch das Kreuzzeichen machen.»

Die kupierte Apokalypse lässt grüssen. Rettende Schutzformeln sind ausdrücklich verboten. Denn natürlich weiss der grosse Bruder genau, wie man sich eines Konkurrenten entledigt, der ihm seinen Besitz womöglich streitig machen könnte. Trotzdem macht sich der kleine Bruder (offenbar ein begnadeter Kleinkünstler) beherzt auf den Weg. «Vor sich her pfiiff er das St. Johannesevangelium. Das hatte der übel gesinnte Bruder ihm nämlich zu verbieten vergessen. Wie er die einsame Hütte betrat, sass (...) auf dem vermissten Melkstuhl ein Ungeheuer. (...) Wütend rennt das Gespenst in eine Ecke der Alphütte, zerrt zwei grosse Steine aus der Mauer, zerreibt sie zwischen seinen Prätzen zu Staub und Asche und brüllt mit vor Wut bebender Stimme: ‚Wenn du das Hänslı (das Johannesevangelium) nicht auf der Zunge hättest, würde ich dich zerreiben wie die Steine!‘ Aber bald verrauchte seine Wut; sein Zorn legte sich, und es ging an, ganz manierlich zu werden.»

In der Folge verwandelt sich das Ungeheuer in einen überraschend moderaten Verhandlungspartner und erklärt dem jüngeren Bruder die Spielarten des Milchkochens: Verschüttet ein Älppler aus Versehen die Milch, aber tröstet dabei die armen Seelen, so bleibt die Milch weiss. Unterlässt er, die armen Seelen zu trösten, wird die Milch gelb. Wenn er dabei flucht, wird die Milch schwarz. «Nach dieser Predigt stand der Bursche auf, ging fröhlich mit dem Melkstuhl bergab und übergab ihn dem Senn. (...) Als der Bruder die rote Kuh forderte, verweigerte er sie kurzweg. Aber wohl! Das Gespenst (...) erschien droben auf dem Egg und rief nicht lieblich: ‚Willst du das Versprechen halten, so ist’s wohl und gut! Wenn nicht, so werde ich selber hinunterkommen und Ordnung schaffen!‘ Das wirkte. Der wackere Junge erhielt den versprochenen Lohn.»

Wie man sieht, lassen sich die apokalyptischen Reiter ohne Not in eine rote Kuh verwandeln. Und der Kulturkampf in ein

Gespräch über die Tröstung der Seelen. Allerdings flankiert von der Enttäuschung eines Publikums, das dabei nicht so richtig auf seine Kosten kommt, weil der faule Kompromiss das erhoffte finale Gemetzel ersetzt. Doch das leise Pfeifen der Kunst wird nicht verstummen. Denn die einfache Geschichte ist mehr als ein Deal, weil es in ihr um unser unstillbares Bedürfnis nach Gerechtigkeit geht.

Das Handbuch des deutschen Aberglaubens ist voll von Gestalten, die das Verbot des Sprechens nicht in Verlegenheit bringt, weil ihnen das subversive Pfeifen geläufiger ist als die Diskussion; und der kreative Pakt mit der Autorität näher als die Befreiung davon. Weshalb sie dazu neigen, ihr Frühstücksbeil einfach zu teilen. Allerdings ist das Pfeifen im Volksmund mindestens ebenso negativ besetzt wie der Eigensinn. Wer pfeift, steht nicht mit Gott, sondern mit dem Teufel im Bund. Frauen, die pfeifen, sagt das Sprichwort, wächst in der Regel ein Schnurrbart. Und: «Frauen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, soll man beizeiten den Hals umdrehen!»

Dem wäre ein eigener Vortrag zu widmen. Denn wir fürchten die pfeifende Frau und das Ungeheuer nicht deshalb, weil sie physisch bedrohlich sind, sondern weil sie mehr wissen als wir und mit der Ordnung der Dinge von Grund auf vertraut sind. Hingegen wusste keiner der von mir im letzten Jahr befragten Schweizer, nach welcher Melodie man das Johannesevangelium pfeift, was weniger gegen ihr Gedächtnis und ihren Kunstverstand spricht als dafür, dass man im kantonalen Königreich des 'Übertourismus' besser als anderswo weiss, wie man Geheimnisse hütet und Archen baut.

Aber bevor ich jetzt gleich unter Blumen verschwinde, möchte ich doch noch den Vorhang des Schreckens lüften und den Blick auf den Gipfel der Zukunft freigeben, auf dem der schreibende Einsiedler von morgen sitzt und sich – wider Erwarten – in aller Ruhe sein Frühstück bereitet.

Literaturhaus Zürich T +41 44 254 50 08  
Limmatquai 62 info@literaturhaus.ch  
CH-8001 Zürich literaturhaus.ch

*Museumsgesellschaft*  
*Literaturhaus*